

EDITORIAL

Sound und Stadt – wer denkt da nicht sogleich an die Musik, die uns *in* den Städten und vor allem in wie aus ihren Konsumtempeln von Boutique bis Bistro, von Café bis Kaufhaus entgegenschallt, eine Musik, die wir alle hören (müssen), bei der wir aber nicht hinhören sollen, eine Musik also, die uns, wie Günther Anders einst formulierte, an die akustische Leine nimmt oder anders gesagt: zu konformistischen Mit-Hörern macht, ja zu Hörigen degradiert.

Sound und Stadt – wer weiß die Trennlinie zu ziehen zwischen Klang und Krach, wer vernimmt beispielsweise noch die Musik aus oder gar *in* den durch die Städte marodierenden, mit ein bis fünf virilen Testosteronbehältern ausgestatteten Uffta-Uffta-Autos, die die Wattleistung ihrer Musikanlagen nicht mehr mit den PS-, sondern den Kubikzentimeterzahlen konkurrieren lassen.

Sound und Stadt – sollte man da nicht doch und zunächst an Motorenlärm, Straßenbahnquietschen, Hubschraubereinsatz usf. denken wie etwa die Deutschen Gesellschaft für Akustik (DEGA), deren diesjährige Tagung mit den wunderhübschen Schwerpunktthemen »Leiser Straßenverkehr«, »Sprache im Kraftfahrzeug« und – Obacht: »Aufblasbarer Lärmschutz« ausgeschmückt war. Aber ja, wir haben alle schon davon gehört: »Schall und Schwingungen, Lärm und Klang stellen schon heute bei vielen praktischen Fragen ein wichtiges Entscheidungskriterium dar« (<http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/134032>). Was uns geradezu zwangsläufig zum Motto der DEGA-Tagung führt: »Weniger Lärm, besserer Klang«, wobei, leise zumindest, mitzuschwingen scheint: Wenn weniger Lärm, dann bessere Musik – und dies trotz Wilhelms Buschs hinlänglich bekanntem »Musik wird oft nicht schön gefunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden«, ein Spruch, der im zweiten Teil nicht nur rhythmisch aus dem Takt gerät, sondern auch das »Trara« und »Schnarräng« eines »Bettelmusikantenchors«, der den Gärtner Knoll beim Maulwurffangen stört, zum »Geräusch« diminuiert. Und die Moral von der Geschicht': Lärm ist all das, was uns stört, Krach machen immer die anderen und Zimmerlautstärke meint nichts anderes als den Phonbereich, in dem man ungeliebte Musik einfach wegschließen kann.

Sound und Stadt – ja gewiss: Seit es große Städte gibt, rumort es, wird Krach geschlagen und diese Unruhe nur mit Ach und Krach von den Mächtigen unter Kontrolle gehalten. Seit der Renaissance der Idee »Stadt« im europäischen Hochmittelalter lauschen Musiker auf die Geräusche von (zu) viel menschlichem Leben auf (zu) wenig Raum, auf das Geschrei einer reinen Menschenwelt, die in der Stadtluft ihre Befreiung von der Willkür der Natur – und vom Gottgegebenen – feiert. Wenn für eine Zeit der Musikgeschichte das romantische Raunen des Bächleins und das Rauschen der Wälder als Bezugssystem der Musik erhalten mussten, so war auch das ein Reflex auf die Stadt, die mit der Industrialisierung immer mehr zum Beispiel der Konsequenzen menschlicher Hybris geworden war. Stadt bedeutet das Ende der Stille, den Sieg über die Natur, die zwar niemals still ist, jedoch frei von menschlichem, »künstlichem« Laut. Stadt bedeutet aber auch den Horror vacui, die Angst vor dem Rückgeworfensein auf das mickrige Ich in Abwesenheit des Lärms der Anderen – akustische Dauerberieselung als Pfeifen im (Stadt-)Wald.

Der Sound der Stadt ist künstlich und daher Provokation für Kunst, auch für Musik, die provozieren will, um im Fortschritt urbanen Denkens mit fortschreiten zu können. Die italienischen Futuristen sangen zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Hohelied des städtischen Geräuschs, erklärten den Lärm der Fabriken und Verkehrsmittel zu komponierter Musik und entfachten endgültig (und nicht zuletzt durch ihre Glorifizierung und Ästhetisierung der »Geräusche des Krieges«) den Kampf um die Grenzen von Musik und Geräusch. Seitdem gilt »anything goes«. Mit ihren Zonen des luxuriösen, bequemen Konsums und den hässlichen, gefährlichen Problemgebieten, die provozieren, revoltieren und die bevorzugt für exterritorial erklärt und in die Bannmeile abgeschoben werden, ist die Ästhetik der Musik ein Abbild urbanen Seins und Denkens.

Städte sind Marktplätze von Nachrichten und Waren, Orte hoch verdichteter und massenhafter Kommunikation. Hier ersetzt das Geld den Adel von Geburt, wenn es um Macht und Einfluss geht. Mit dem auskomponierten Geschrei der Markthändler begann im Hochmittelalter der lärmende Sound der Stadt in der Musik hörbar zu werden. Längst wird die Musik über den Markt, und alles was folgte, auf dem Musikmarkt feilgeboten. Stadtluft macht frei, auch die Musik, doch bei der Suche nach neuen Finanziers geriet sie, die gerade dem Gutdünken der Mäzene an den Höfen der Mächtigen entronnen war, an die Händler. Jetzt muss sie vielen etwas bringen, marktschreierisch mit vielen um Aufmerksamkeit buhlen und doch niemanden verschrecken – und sie muss eines: Umsätze steigern, expandieren.

Auf den Märkten der Stadt kommt die Welt zusammen, Handel war immer schon global – auch wenn die Welten früher kleiner waren. Es hilft, wenn die Einheitsware, die auf allen Märkten angepriesen werden soll, Etiketten trägt, die sie erkennbar macht, die sie gegenüber anderen, gleichen Waren qualifiziert. So bekommt das an sich heimatlos konzipierte Produkt, das sich wie ein rolling stone heute hier, morgen dort verkauft, Herkunftsangaben: Solinger Stahl, Brüsseler Spitzen, Wiener Würstchen, Mannheimer Schule.

Was sich Sound einer Stadt nennt, ist oft nicht mehr als ein Markenzeichen, das zusammenfasst, was nur zusammenpasst, weil es zufällig am selben Ort produziert wurde. Schaut man hinter die Kulissen, sind es oft winzige oder unscheinbare Kristallisationspunkte, die eine solche Marke ausmachen: Mal ist es der Sound einer Band wie die Beatles aus Liverpool, mal der Sound eines Produzententeams wie Kenny Gamble und Leon Huff mit ihrem Phillysound aus Philadelphia.

Es gibt wenige Sounds, die tatsächlich eine so breite Basis haben, dass sie Vertretungsanspruch für eine Stadt oder immerhin für einen Stadtteil oder zumindest für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe in einem bestimmten Stadtteil erheben können. Diese Sounds werden selten von den Märkten proklamiert. Dass eine ganze Stadt in einem Sound »swingt«, mag von den in diesem Band besprochenen Beispielen am ehesten für manche Städte Afrikas gelten, in denen regionale Traditionen noch die Kraft haben, globale Sounds so weit zu domestizieren, dass das Lokale nicht nur zum Kolorit verkümmert. Doch auch hier tun globale Märkte und Produktionsweisen ein Übriges. Vielleicht lässt sich Ähnliches, in eingeschränktem Maße, auch von der Musik der Jugendlichen in den Einwandererghettos der Pariser Banlieu sagen – während der Markt nach wie vor das Stadtzentrum so realitätsfern wie ideologiekonform mit Murette und Walzer, mit Piaf und Matthieu anpreist. In diesen Beispielen reflektiert der Sound tatsächlich noch die Stadt oder den Stadtteil als Ort der Begegnungen, als Schnittmenge der musikalischen Lebensäußerungen von Menschen, die in einem bestimmten geographischen Raum wohnen oder zusammenkommen.

Seit einiger Zeit reklamieren auch Städte selbst – qua Ratsbeschluss und Kulturamtsprojekt – einen Sound für sich. Plötzlich sind Musiker nicht mehr Störenfriede und Sozialfälle, sondern Kreative, oder gar – in der Sprache der globalen Marktschreier und ihrer akademischen Zulieferer – eine Creative Class, die vor allem eines tun soll: den Marktwert der Stadt erhöhen, damit sich andere Produkte, Waren mit weniger Sexappeal, besser verkaufen lassen. Man schmückt sich derzeit gern mit dem, was man vor einiger Zeit noch am liebsten via Straßenreinigung vor die Tore gekehrt

hätte. Wer mitspielt auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, darf aus vollen Fördertöpfen naschen –: Stadtentwicklung als Domestikation.

Aber wie auch immer: Wer sich in die Stadt begibt, muss nach ihren Regeln spielen. Das letzte »Zurück zur Natur« der Popgeschichte ist bereits vor dreißig Jahren gescheitert, als sich die Hippies ins Nirwana dopten – oder geschah es doch schon 1965 auf dem Newport Festival? Sound und Stadt – nicht selten möchte man die Ohren verschließen vor den Miss- und Wohlklängen, die diese Melange produziert.

Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge sind mit Ausnahme von Geoff Stahls Montreal-Studie Schriftfassungen von Vorträgen, die anlässlich der 17. Arbeitstagung des Arbeitskreises Studium Populärer Musik (ASPM) vom 27.-29. Oktober 2006 in Rauischholzhausen, der Tagungsstätte der Justus-Liebig-Universität Gießen, zum Schwerpunktthema »Sound and the City. Populäre Musik im urbanen Kontext« gehalten worden sind. Wer mehr wissen will über anstehende oder vergangene Tagungen, Neuerscheinungen und interessante Institutionen findet diese Daten, Fakten und Informationen rund um die Populärmusikforschung unter www.aspm-online.org und in unserer Internetzeitschrift *Samples* (www.aspm-samples.de).

Dietrich Helms und Thomas Phleps
Altenbeken und Kassel, im August 2007